

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 72.

Samstag, 25. März.

1916.

## Sintje.

(18. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Hohrath.

Nachdruck verboten.

Die Kirche ist allmächtig! Die Erkenntnis stammt Ihnen noch vom Mittelalter her, und sie glauben, seitdem habe sich nichts verändert in der Welt. Wer möchte solchen Glauben auch den alten Häusern der Grande Place verdenken?

Die Brüsseler Kirmes geht an. Auf dem Boulevard du Midi ziehen sich hoch über den Köpfen der Menge Ketten mattleuchtender Papierlaternen über den Fahrweg hin und her. Die jungen Platanen stehen wie Christbäume da, mit kleinen, bunten, elektrischen Birnen bespickt. Triumphsporten, von Gold und Silber strohend, mit grell bemalten Holzstatuen, Flaggen und gitternden Transparenten geschmückt, verbergen das bunte Leben der Karussells, der Theater und der Zirkusse. Es ist ein funkelndes Glimmern, ein blechernes Musikgeschmetter den ganzen Boulevard lang.

Scharenweise kommen die Marolliers von der Porte de Hal heruntergezogen in dieses Licht- und Lärmmeer. Sie tragen feurige Papierblumen im Knopfloch, die alten Loustics. Sie fahren auf den barocken Tiergestalten der Karussells durch schwarze Tunnel und über glitzernde Seen, immer rund um. Sie schießen an den Schießbuden die Tonpfeifen in Stücke, die vor den tragi- gen Holzgesichern baummeln. Sie schlagen mit aller Kraft ihrer sehnigen Armee den Hammer des kleinen Lukas, daß die Metallscheibe hoch emporjauchst an der langen Stange und oben an der Spitze die Glocke anschlägt. Sie drängen sich in die blutblanken niederländischen Waffelbuden, in denen es brühelt und bratzelt von hochendem Fett, reihen sich behaglich in die schmalen Schiffskojen zur Seite der langen Bude und essen salzbestreute „Pommes frites“ für einen Sous mit ihren ungewaschenen Fingern. Überall sind die Marolliers, sie sind bei allem die Lautesten und die Lustigsten, sie, die leichtlebigen Kinder des vergnügungslüchtigen belgischen Volkes.

Das Volkshaus steht leer. Wandervelde spricht nicht mehr. „Unsere tote Saison“ nennt solche Zeiten, die ihm nicht gefallen wollen, der gebildete Portier.

### Zehntes Kapitel.

Der Pouchenellekeller des Windengangs war in andere Hände übergegangen. Die Marionetten stolzierten wieder armschlingelnd über die Bretter, aber Papa Loone lenkte sie nicht mehr.

Der wohnte als feiner Rentier in der Soogstraat. Er mußte mit seinem Theater nicht allzuschlechte Geschäfte gemacht haben, denn er wohnte jetzt au premier in drei vornehm möblierten Zimmern. Und eine Tochter und Pflegerin hatte er zu sich genommen, der gemüthliche, alte Herr.

Sintje kochte und putzte und sorgte für ihn. Mère Marie hatte sie ihm geschickt. Zuerst hatte Sintje sich scheu gestraubt: „Ich darf nicht, weil ich schuld an seinem Unglück bin!“

„Siehe darf jeder jedem erweisen, sie bleibt immer ein köstliches Geschenk, von wem sie auch komme!“ hatte

Mère Marie sie belehrt. „Er ist einsam und braucht dich. Es ist köstlich, einem Menschen, der uns braucht, Wohlthat zu dürfen. Und hier kannst du nicht immer bleiben. Wir Heilsoldaten müssen jederzeit des Ver-sehrungsrufes gewärtig sein. Wer weiß, wohin ich be-fohlen werde. Du bist mir verängstigt in die Arme ge-lausen bei der Nacht, ich hab' dich schützend an mich ge-drückt, bis vorübergezogen war, was dich schreckte. Nun mach ich dir die Tür wieder auf, und nun lauf heim, Sintje, denn da, wo du Liebe erweisen und Arbeit ver-richten kannst, da ist dein Heim.“

Und Sintje war unter heißen Tränen aus den mütterlichen Armen weggelaufen, Papa Loone ihre Dienste anzubieten.

„Es ist gut von dir, Kind, daß du eines armen Vaters traurige Einsamkeit teilen willst“, hatte Papa Loone weinerlich gesagt, der sein Theater und seine alten Kunden vermied. „Jetzt kommt keiner mehr, sein Glas bei mir trinken, nun lebe ich außerhalb der gebildeten Welt!“

Doch kam es bald besser, als er sich's gedacht hatte. Täglich mußte Sintje ins nächste Wirtshaus laufen, um Papa Loones dickbauchigen Harokrug füllen zu lassen, denn alte Kunden kamen, um den neugebackenen Rentier auf ein Stündchen zu besuchen. Der legte dann die Arme in den blendend weißen Hemdärmeln breit auf den Tisch, unterhielt seine Gäste voller Leuchseligkeit und schenkte ihnen fleißig ein, wie ein rechter Wirt, nur daß er keine Bezahlung mehr verlangte.

Die Freunde nahmen ihn dafür wieder mit in diese oder jene Kneipe, damit sich ihr lieber, alter Herr Direk-tor nicht allzusehr vom Leben abscheiden und darüber verdrossen und einseitig werden möchte. Papa Loone rührte diese Anhänglichkeit seiner alten Kunden, und er begann sich recht gemüthlich zu fühlen bei dieser neuen bequomen Lebensweise. „Die Menschen sind verschieden angelegt“, erklärte er Sintje; „der eine frißt seinen Kummer in sich hinein, und der andere hat das Bedürf-nis, sich auszusprechen — das bringt ihm Erleichterung, und zu dieser letzten Sorte gehöre ich.“ Und dann zog er behaglich schmunzelnd mit seinen Getreuen Arm in Arm davon zum Captainje oder in den Jardin rompu.

Sintje empfand es beinahe als eine schmerzliche Ent-läuterung, daß sie in Papa Loone nicht einen gebeugten, einsamen Vater zu trösten und zu verpflegen hatte. Sie saß viel allein in der wohnlichen Stube und klöppelte. Von einer Nachbarin, die für ein großes Spitzengeschäft arbeitete, hatte sie das Klöppeln gelernt, und nun ent-standen auch unter ihren flink umherspringenden Fin-gern die schönen schwierigen Muster der berühmten Brüsseler Spitzen, für die das alte Quartier des Marol-les einst allein das Monopol gehabt hatte. Papa Loone bot ihr jeden Sonntag gutmütig an, sie an irgendeinen Vergnügungsort zu führen. Aber trotz ihrer Jugend lauerten Sintje peinliche Erinnerungen an allen Ecken und Enden auf. Sie wagte sich nicht auf die Straßen des schönen Brüssels, sie hätte René und seiner jungen

Frau begegnen können. Sie fürchtete sich vor dem Bois de la Cambre und seinen großen ernüchternden Bäumen, die eines Nachts Renés Versicherungen mit angehört hatten: „Wir werden einander lieb behalten bis in alle Ewigkeit!“ Sie scheute sich, in den Jardin rompu zu gehen, weil sie befürchten mußte, das alte Lied singen zu hören von der armen Kelleke Perle Amour.

So blieb sie denn lieber zu Hause und wartete auf Domke, wie auch die sorgfältig eingerichtete Stube auf den Sohn Papa Toone wartete. Da stand auf dem Tisch die Lampe mit dem grünen Schirm, und an der Wand standen auf einem feinen neuen Bücherbrett seine Schulpreise, die rot und goldenen Bände und auch alle die unschönen, abgegriffenen Lehrbücher.

Fintje freute sich zugleich auf die Rückkunft Domkes und fürchtete sich vor ihr. Vielleicht war Domke der, der ihr in den Weg laufen mußte, weil er gerade sie nötig hatte zu seiner Wohlfahrt, wie Mère Marie zu sagen pflegte. Papa Toone, der hatte seine Freunde, Domke aber, wenn er aus dem Gefängnis heimkam, hatte niemand — als sie allein.

Verstört und zerrissenen Herzens würde er heimkommen und nicht mehr wissen, wie er sich fortan zum Leben stellen sollte. Sie konnte das mit Gewißheit prophezeien, weil sie Domke genau kannte. Obgleich sie früher wenig acht auf ihn gehabt und nicht viel Gedanken auf ihn verschwendet hatte, unbewußt hatte sie sein Wesen doch empfunden, denn jetzt stand es in deutlicher Erkenntnis vor ihr: Domke hatte sie immer geliebt. An all seinen Gedanken, Gefühlen und Plänen hatte sie teil gehabt, Domke gehörte zu den stillen, ungeschickten Menschen, die eigensinnig, treu und leidenschaftlich in ihren Bestrebungen wie in ihrer Liebe sind, und was sie an Enttäuschungen erfahren, in rachsüchtigem Grimm in sich hineinfressen. Daß sie, die er lieb hatte, von ihm wegliefen und sich soweit erniedrigen konnte, eines Reichen Waitresse zu werden, das hatte dem schwerfälligen, feinfühligem Domke das Leben und die Zukunft vergiftet, und er hatte sich an dem rächen wollen, der ihm sein Kleinod weggenommen hatte, wie er sich schon damals an Jan l'Grand zu rächen getrachtet hatte, als der Fintjes Bewunderung von ihm abzog. Darum fürchtete sie sich jetzt vor ihm, wenngleich sie darauf brannte, an ihm gutzumachen, soviel sie konnte. Er hatte sie wohl auch jetzt noch nötig, der unbeholfene Domke, und die festgewurzelte Liebe hatte er trotz allem Groll gewiß nicht ganz aus dem Herzen zu reißen vermocht. Würde er sich freuen, wenn er sie hier im Hause fände?

Je näher der Termin von Domkes Heimkehr heranrückte, desto unruhiger wurde sie. Täglich wischte sie mit sorglicher Hand den Staub in seinem Zimmer ab.

Auch Papa Toone sah des Sohnes Heimkunft mit gemischten Gefühlen entgegen, und er ging noch häufiger als bisher mit seinen Getreuen aus.

Und eines Tages gegen Abend kam Domke heim. Im grauen Dämmerlicht schob sich seine schmale, verzogene Gestalt geräuschlos zur halb offenen Thür herein. „Guten Abend, Vater!“

Mit einem zurückgedrängten Schrei der Bestürzung fuhren sie beide auf, der Vater und Fintje. Der Heimgekehrte aber sah nur auf Papa Toone, Fintje wollte er nicht bemerken.

Der verlegene Vater geleitete ihn unter vielen polternden Reden in die hübsche Stube, die er ihm zugedacht hatte.

Domke, verstört und mürrisch, antwortete dem Redseligen mit keinem Wort, und der Alte stolte sich bald verlegen zu den wartenden Freunden davon.

Es war, wie Fintje heimlich befürchtet hatte: Krank und gebrochen an Leib und Seele war Domke heimgekehrt.

Er saß in seinem Zimmer hinter dem Tisch, die Lampe zündete er nicht an. Nun mußte sie allen Mut zusammenraffen und zu ihm hineingehen mit der eilig hergestellten Abendmahlzeit.

Aber Domke stieß das Essen zurück. Brantwein wollte er haben. Er bat nicht darum, er fuhr Fintje an wie eine verachtete fremde Dienstmagd. Sie lief geborham über die Straße und kam mit der verlangten Flasche zurück, die sie stumm vor ihn hinstellte. Sie wußte, daß seinem schwächlichen Körper das scharfe Getränk Gift war, mochte aber kein Wort der Einrede.

Dann setzte sie sich wieder in die andere Stube hinüber und wartete flapsenden Herzens darauf, daß Papa Toone endlich heimkommen und sich zu dem Einkommen an den Tisch setzen möchte. Aber als Papa Toone endlich wiederkam, hatte Domke sich eingeschlossen.

Am folgenden Tage wurde es nicht besser. Der Vater scheute sich vor dem Sohn, und der Sohn vor dem Vater. Papa Toone mochte sich feige davon in gemüthlichere Gesellschaft und kümmerte sich nicht weiter darum, daß der Kranke sich vollends durch Fasten und Brantweintrinken zugrunde richtete.

Also mußte Fintje ihre ganze Kraft ausbieten und sich Domkes Willen entgegenkommen.

Er hatte ihr die Flasche hingestoßen mit zitternder Hand.

„Da lauf, laß sie füllen!“

Fintje aber nahm die Flasche nicht. Sie atmete tief auf und sah den elenden, zitternden Menschen an.

„Ich hol dir keinen neuen mehr!“

Mit blutunterlaufenen Augen starrte Domke vor sich hin.

„March, voran!“ mahnte er heiser.

„Ich tu's nicht, Domke.“

„Dann hol ich ihn selber“, drohte Domke und griff nach der Flasche. „Nun, wird's bald, du saule Dirne?“ Aber immer noch blieb Fintje regungslos stehen.

Da bewegte er sich auf die Thür zu.

„Domke, ich bitte dich, geh nicht, tu's nicht. Ich leid's nicht“, schrie Fintje. „Du wirst dich zugrunde richten, wenn du es so weiter treibst!“

„Was geht das dich an?“ höhnte Domke, und er lachte verächtlich.

Er war schon auf dem Gang, aber Fintje schlüpfte ihm voraus und verstellte ihm den Weg.

„Ich lasse dich nicht gehen, und wenn du mich schlägst!“

„Ich lasse dich nicht zum Hause hinaus!“

Er stützte einen Augenblick und sah sie hilflos an.

„March, weg da!“ drohte er wieder, aber ohne Kraft in der Stimme.

Nun legte Fintje ihm beschwörend die Hand auf den Arm. „Ach, Domke!“

Er wich unter dem Drucke ihrer Hand einen Schritt zurück. Sein Gesicht verzerrte sich häßlich. Er streckte den Arm aus und tastete mit unsicherer Hand nach ihrem Gesicht und ihren Haaren.

Seiner zudringlichen Hand ausweichend, sank sie in die Knie. „Was willst du, Domke?“

„Dich streicheln — wie du es doch gewohnt bist — so eine wie du — nun, sperr dich nicht so, du Heuchlerin —“

„O, Domke, du hast mich also kein bißchen mehr lieb, daß du mich so schmachvoll kränken kannst?“ schluchzte Fintje verzweifelt.

Domke horchte einen Augenblick mit vorgebeugtem Kopf auf dieses wehe Weinen. Dann versuchte er zu lachen, ein Lachen, das ihm im Halse stecken blieb, und dann kammelte er in seine Stube zurück, deren Thür er hinter sich ins Schloß warf.

Fintje blieb liegen, wo sie in die Knie gesunken war. Sie lobnte sich müde und gebrochen gegen die Wand.

Wie schwer die Aufgabe war, ein Unrecht zu sühnen an einem Menschen, der sie so tief verachtete und so rücksichtslos demüthigen konnte wie Domke, das hatte wohl auch Mère Marie nicht gewußt. War das die Strafe dafür, daß sie den Erlöser hatte spielen wollen für einen ganzen Haufen Elender, sie — Fintje? Aber hatte nicht Jan l'Grand zu ihr gesagt: Tapfere kleine Mädchen können wir wohl brauchen in dem großen Kampf? Sie hatte ihn wohl falsch verstanden! Nicht aufs offene Schlachtfeld hinaus, wo sich die Streiter Ehren und Ansehen erringen, sollen die kleinen Mädchen laufen, in versteckten Winkeln sollen sie auf ihrem Posten aushalten

und schweigend kämpfen, ohne Waffengeklirr und Angriffsmusik, standhaft und demütig. So viel Kraft trauten die beiden großen, klugen Menschen ihr zu? Ob Jean de Groot und Mère Marie sich nicht in ihr täuschten?

Es blieb still in Domes Stube, den Brantwein hatte er sich doch nicht geholt. Ob er jetzt endlich dem entkräfteten Körper nachgegeben hatte und auf seinem Bett zusammengebrochen war? Sie hielt jetzt Wache hier vor seiner Tür, aber zu ihm hinein aing sie nicht wieder.

(Schluß folgt.)



Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet. Fr. Rückert.

## Berliner Brief.

II.

Die Geigen und die Flöten, die zum Tanz aufspielten, schweigen. Doch tot ist die Stadt darum nicht! Was von ihrem gefälligen Leben ehedem auf lauten, plumpen Festen verbrauchte, das ist zum Teil in die höheren Regionen gerückt. Nie seit Menschensgedenken waren die Theater Berlins so gut besucht wie in diesem Kriegsjahr. Das Wunder! Tausende und Tausende, denen das gewohnte vulgäre Vergnügen jetzt entzogen ist, suchen das Theater auf und lassen sich sogar ein ernstes Stück gefallen. . . . Die rechte Liebe zu den Massen treibt sie freilich nicht; doch mit dem lieben Publikum steht es allezeit nicht anders: wird ihm der Dreck vorenthalten, so begnügt es sich am Erbe mit der Kunst. . . . Theaterdirektoren, die in Friedenszeiten ihre Sudelflächen mit der Unfreiheit des Willens und dem Zwang des öffentlichen Ungehorsams entschuldigten, mögen sich von den Erfahrungen der Kriegszeit belehren lassen.

Noch nie war die Fülle der geistigen Anregungen, die von den Berliner Vortragssälen ausgehen, so überwältigend groß wie in diesem Jahre. Schon immer galt Berlin für ein riesiges Seminar, aus dem jedes Geistes Kind sein letztes Wissen holen konnte. Die Museen, wissenschaftlichen Institute und Lehrmittelsammlungen Berlins haben nirgends ihres gleichen, und wie in den Kaufläden zu allen Jahreszeiten alles aufgestapelt wurde, was fernste Länder an exotischen Früchten hervorbrachten, so entwandten selbst die entlegensten Wissenschaften ihre Missionäre auf die Berliner Rednerbühnen. Die Kostbarkeiten von des Sudmeers Küsten sind nun allmählich ausgeblieben; aber die geistigen Schätze der Welt werden mehr denn je im Herzen Deutschlands aufgestapelt. Dieser Reichtum ist nicht auf fremde Lieferanten angewiesen; ihn schaffen uns die deutschen Köpfe! Wer einst die Kulturgeschichte Deutschlands während der Weltkriegsjahre schreiben mag, der wird mit Erstaunen und einer gewissen Ehrfurcht von dem besonders gesteigerten geistigen Leben in den Vortragssälen Berlins erzählen müssen. Es ist, als ob Unzählige das Bedürfnis empfänden, aus der rauhen Wirklichkeit zum Frieden der reineren Befilde zu entfliehen. Wenn man bedenkt, wie viele Kräfte durch die Bazacette und die freiwillige Kriegsführung dauernd in Anspruch genommen sind; wie viele Menschen von Trauer oder Bangigkeit an ihre vereinsamten Behausungen gebunden sind; und wie sehr außerdem die ökonomische Einschränkung den gesellschaftlichen Verkehr hemmt; dann wird allerdings die Erscheinung dieser besonderen geistigen Regsamkeit fast zum Problem.

Nur ein Teil der öffentlichen Vorträge, deren Ausführungen täglich die Zeitungsseiten füllen, gilt Wissensgebieten, die mit den Sorgen und Hoffnungen der kriegsführenden Nation im Zusammenhang stehen. Daneben ereignet es sich, daß, mitten im Waffenlärm der Welt, eine stille Gemeinde sich zu sechs Vorträgen versammelt, mit denen ein den ewigen Fragen zugewandter Philosoph seine neue Lehre verkündet, eine Lehre, der freilich auch der Krieg den Boden gepflügt hat, die aber nicht etwa aus zeitlich bedingten Erkenntnissen stammt. Artur Troeltsch nahm ein Argernis an dem „toten Auge“, mit dem die verirrten „Kulturmenschen“ ins Chaos starren, und er rief es aus! Er suchte und fand eine phylogenetische Scheidegrenze zwischen dem primären und dem sekundären Denken. Die primär Denken werden erschauen, erfassen, fixieren, begreifen die Dinge der Außenwelt, die erleben ihre Gedanken, sind produktiv. Die Sekundären

bauen ihre „Ismen“ und literarischen Dogmen nur mit den Erlebnissen anderer, sie bauen mit Worten, und am Anfang, sagt Kant, war die Tat und nicht das Wort. Von den Logikwissenschaftlern der Wort- und Spielfkunst zurück zu den Quellen der Natur soll der menschliche Geist den Weg finden! Wer kann leugnen, daß dieses Erlebens die rechte Zeit kommt, gerade jetzt, da der Sturmwind der Massen des kranken Aestheticismus von dannen weht?

Hermann Riessl.



## Aus der Kriegszeit.

Zwei Inhaberinnen des Eisernen Kreuzes von 1813 Vor 100 Jahren, am 5. März 1816, fand in der Berliner Garnisonkirche eine ungewöhnliche Trauung statt, die das Interesse der Bevölkerung in hohem Maße in Anspruch nahm. Doch galt es weder dem schlichten Kleide der Braut noch dem Märthenkranz, welcher ihr kurzabgeschnittenes Haar krönte, sondern dem Eisernen Kreuz, das neben der Kriegsgedenkmünze und dem russischen St. Georgenorden ihre Brust schmückte. Diese Auszeichnung hatte sich die aus Friedland in Mecklenburg stammende Auguste Friederike Krüger in den Feldzügen von 1813/15 erworben, die sie als Unteroffizier mitmachte. Als der Ausruf des Königs „An mein Volk!“ erschien, war sie im Begriff, die Damenschneiderei zu erlernen. Heimlich fertigte sie sich männliche Kleidung an, schnitt ihr Haar ab und stellte sich bei dem Reserve-Bataillon des Kolbergers Regiments zu Bollin, wo sie aufgenommen und einbezogen wurde. Als man ihr Geschlecht entdeckte, wollte man sie heimlich; nur wenn sie sich im Regiment verheiratete, sollte ihr gestattet werden, dort zu bleiben, um die Versorgung der Wäsche zu übernehmen. Aber ihren Väter und Versprechungen fittsamer Aufführung gelang es, die Vorgesetzten umzustimmen. So zog sie als Soldat ins Feld, machte unter anderem die Schlachten bei Großbeeren und Baun, das Gefecht bei Ramur und den Sturm auf Compiegne mit und wurde zum Unteroffizier befördert. In dem rich Beendigung des Krieges ihr erteilten Regimentsabschied konnte ihr, die bei Demmin verwundet worden war und viele Beweise von Unerschrockenheit und Geistesgegenwart geliefert hatte, ihr Wohlverhalten bestätigt werden. Auf der Heimreise wurde sie in Berlin vom König empfangen, der ihr eine Jahresrente von 72 Talern aussetzte und sie seinem Schwiegervater, dem Großherzog Karl von Mecklenburg, empfahl. Auch von ihm erhielt sie eine Jahresrente von 50 Talern zugesetzt. Der Ruf ihrer Tapferkeit verbreitete sich schnell. Friedrich Rückert besang sie in einem Gedicht, dessen Schlusstrophe lautete: „Dieser Unteroffizier, / wer ihn frei'n will, glaubt mir, / muß ein tücht'ger Hauptmann sein, / wenn der Handel soll gedeihn. / Ei, ein Hauptmann bringt ihn schon / zur Subordination / trotz dem Kreuz am Hals.“ Ein Hauptmann wurde es allerdings nicht, der den ehemaligen Unteroffizier heimführte, sondern ein Kamerad ihres Ranges, und das Eiserne Kreuz spielte auch eine Rolle dabei. Denn die Brautleute lernten sich auf dem Odensefeste am 18. Januar 1816 kennen, zu welchem Auguste Krüger sowohl als der mit der gleichen Auszeichnung geschmückte Unteroffizier Köhler aus Seehausen in der Altmark befohlen worden waren. Wenige Wochen danach fand die Hochzeit statt. Wie die in Golba erschienene „National-Zeitung“ der Deutschen berichtete, hatte die öffentliche Wohlthätigkeit in reichem Maße bei der Begründung des neuen Hausstandes beigetragen und für die beiden tapferen Krieger eine stattliche Summe zusammengebracht, aus welcher ihnen nach Anschaffung einer Einrichtung und des nötigsten Hausrates noch ein Vermögen von 1100 Talern verblieb. Auch der König ehrte die Braut durch ein Hochzeitsgeschenk, erteilte ihr aber zugleich die Ermahnung, nunmehr den Unteroffizier ganz zu vergessen und sich an das Viehweib „Er soll dein Herr sein“ zu halten. Später stund er bei ihrem ältesten Sohne Bate, der im Jahre 1857 als Premierleutnant der Landwehr und Hauptpostamtassistent gestorben ist. Am Geburtstage seiner 1848 verstorbenen Mutter hatte ihre Vaterstadt Friedland später eine Gedenktafel anbringen lassen. — Ein Vorgesetzter zu Auguste Köhlers Bedientum bildet das der aus Danau gebürtiger Louise Grafemus. Sie hieß eigentlich Elise Manuel, war von jüdischer Abkunft und Religion und die Frau eines in einem russischen Regimente dienenden Wachtmeisters, der sie und zwei Kinder verlassen hatte und den sie im Jahre 1813

nach Schlessen nachziehen wollte. In ihrer Hülfslosigkeit entschloß sie sich, selbst in Kriegsdienste zu treten, was ihr um so leichter gelang, als sie in Männerkleidung verste. Auch sie machte die Besoldung von 1813 und 14 als Freiwilliger mit, wurde zweimal verwundet, erhielt das Eiserne Kreuz und wurde zum Wachtmeister befördert. Bei Montmorency traf sie unermutet mit ihrem noch immer in russischen Diensten stehenden Gemanne zusammen, bevor ihn aber am folgenden Tage bereits durch eine Kanonenkugel. Nach dem Friedensschluß lehrte sie mit ehrenvollen Auszeichnungen und Bezeugnissen für ihr Wohlverhalten versehen zu ihren Kindern nach Hanau zurück.

Der verfilmte Bala als Propagandamittel gegen die Trunksucht. Eines der größten und verbreitetsten Volksübeln in Frankreich, die Trunksucht, beschäftigt mehr als je die omedies schon von mannigfachen Sorgen erfüllten französischen Behörden. Die Trunksucht hat z. B. den Geburtenrückgang in Frankreich verursacht, die Trunksucht hat die Leistungsfähigkeit der französischen Arbeiterkraft vermindert, die Trunksucht hat -- und dies wird jetzt natürlich am lautesten beklagt -- die Schuld an der großen Zahl dienstuntauglicher Franzosen. Schon in den ersten Monaten des Krieges wurden auf Veranlassung der französischen Behörden verschiedene Organisationen zur Bekämpfung der Trunksucht ins Leben gerufen, und zur Unterstützung ihrer Tätigkeit regnete es neue Gesetze und Verordnungen. Man beschränkte die Erzeugung alkoholischer Getränke ein, man gab strenge Erlasse für das beurlaubte Militär heraus und suchte auch dem Zivilisten jeglichen Alkoholgenuss zu erschweren. Aber auch in diesem Falle zeigte sich die alte Wahrheit, daß Not erfinderisch macht, und die Verbote wurden so erfolgreich umgangen, daß man sich heute in Frankreich den völligen Mangel einer merklichen Besserung eingestehen muß. Die Reglements der Behörden, Vorschriften, Ermahnungen und Strafen erwiesen sich, wie das „Journal des Débats“ ganz offen zugibt, als kraftlos und durchaus unzureichend. Statt den Alkoholverbrauch einzuschränken, haben die Verbote im Gegenteil den Genuss berauscherender Spirituosen nur noch begrenzbarer gemacht. Und auch die „Nationale Liga gegen den Alkohol“, die an der Pariser Börse ihre an Lehrhaften Vorträgen und schönen Reden reichen Versammlungen abhält, konnte bisher hieran nichts ändern. Nun aber kam die besagte Liga auf eine neue Idee, von der man sich das so heißersehnte Heil erhofft: Was Befehre und Gesetz nicht vermochten, soll das beliebte Kino durchsetzen. Darum ging man dazu, die schrecklichen Folgen der Trunksucht auf dramatische Weise im Film vorzuführen. Und der Autor, den man sich zu diesem Zweck verschrieb, ist kein Geringerer als -- Bala! Der Trunksucht-Roman des großen Romanschriftstellers „Der Lüsschäger“ wurde mit ersten Schauspielerekräften verfilmt und in der letzten Sitzung der „Nationalen Liga gegen den Alkohol“ zum ersten Male abgeurteilt. Wie es scheint, ist es den Filmleitern auch gelungen, mit bewährtem Kinogesamkeit besonders alle Greueleinzelnheiten der Schilderung möglichst kraß und abstoßend darzustellen. Hauptächlich die „Delirium-tremens“-Szenen sollen höchst realistisch geworden sein. „Man hat“, ruft die Pariser Presse aus, „bisher die Verbote mißachtet und die Ermahnungen in den Zeitungen einfach überfliegen, um sich lieber in unterhaltamerer Artikel zu vertiefen. Ins Kino aber wird man gehen, und auf Bala wird man hören...“ Es scheint fraglich, ob Bala von dieser künstlerischen Darstellung seiner Dichtung erheitert wäre. Noch fraglicher aber ist es, ob der gewünschte Erfolg eintreten wird. Wer die Zeitungsermahnungen überfliegt, um zu Unterhaltamerem überzugehen, kann sich auch leicht den Bala-Film verkneifen, um sich an leichtfertigeren Filmtücken zu erfreuen...

Die Verminderung der literarischen Produktion Amerikas durch den Krieg. Der Weltkrieg übt in Amerika eine ebenso merkwürdige wie unerwartete Wirkung aus, indem er die Produktion der amerikanischen Literaten und Schriftsteller in bemerkenswerter Weise einschränkte. Nach den Feststellungen der „New York Times“ ist die schriftstellerische Produktion in Amerika seit dem August 1914 so stark gesunken, daß man dem Weltkrieg die Schuld an dieser Erscheinung zuschreiben muß. Trotzdem der Krieg schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 begann, ist doch der Unterschied zwischen den Jahren 1914 und 1916 in dieser Beziehung ganz bedeutend. Im Jahre 1914 erschienen in Amerika 12 010 neue Bücher, im Jahre 1916 gab es nur 9743 schriftstellerische Neuerscheinungen.

gen. In diesen Zahlen sieht man, daß die Neuerscheinungen englischer, amerikanischer und aus anderen Ländern stammender Bücher im Kriege einen nicht zu leugnenden Rückgang aufweisen. Die stärkste Verminderung aber zeigt sich in Büchern amerikanischer Autoren. Dies ist eine Tatsache, die um so mehr in Erwägen steht, als die Literaturpropheten genau das Gegenteil verkündet haben. Man glaubte allen Grund zu der Annahme zu haben, daß der Krieg die europäischen Autoren zum großen Teil von ihrer bisherigen Tätigkeit ablenken würde, daß also die europäische Produktion fallen, die amerikanische dafür gewaltig steigen werde. Doch dies war durchaus nicht der Fall. 1916 kamen in Amerika 1631 Bücher weniger heraus als im Vorjahre, wobei der Rückgang ausländischer Werke sich auf 646 beläuft, der übrige Unterschied betrifft die amerikanische Autoren. Die eigentliche Ursache dieses Rückganges ist nicht leicht festzustellen. Am wahrscheinlichsten ist noch die Annahme, daß der Krieg die Gemüter der amerikanischen Autoren mehr oder minder lähmend beeinflusst hat als die der europäischen. Besonders stark hat die erzählende, die sogenannte schöne Literatur gelitten. Erfolge wurden mit wirtschaftlichen, historischen und auf das Geschäftsleben bezüglichen Werken erzielt. Im Jahre 1916 erschienen 758 geschichtliche Werke gegen 581 dieser Art im Vorjahre. 252 Werke über das Wirtschafts- und Geschäftsleben erschienen 1916 gegen 229 Arbeiten dieser Art im Jahre 1915. Diese im Hinblick auf die Verluste in der erzählenden Literatur geringfügige Zunahme ist durch die Kriegsinteressen leicht erklärt. Für die Zunahme an Werken geschäftlicher Art weiß die „New York Times“ keine befriedigende Erklärung zu geben.

Maria Verkündigung (25. März.) Mitten in die kirchliche Fastenzeit hinein bringt der 25. März ein Vorspiel gleichsam der Freuden des Weihnachtsfestes. Schon sehr früh wurde in der christlichen Kirche dieser Tag zum Gedächtnis der Überbringung der Botschaft des Engels an die Jungfrau Maria festlich begangen. Seiner entscheidenden Bedeutung entsprechend hieß das Fest auch „festum incarnationis Domini“ (Fest der Fleischwerdung des Herrn), und im Mittelalter, namentlich in Italien, wurde längere Zeit hindurch auch das Jahr mit diesem feierlichen Tage begonnen. Dieser Brauch wurde geraume Zeit hindurch auch in England und in einigen Gegenden Deutschlands, am längsten im Lande Trier, beobachtet. Die Verkündigung wurde an diesem Tage ehemals in den meisten Kirchen Belgiens bildlich dargestellt und war besonders für die Kinder der in diesem Kriege viel genannten Stadt Löwen eine in jedem Jahre mit Ungeduld erwartete Festlichkeit. Die Kleinen durften dann alle ihre Eltern in die schöne Peterskirche begleiten, in der das Bild der heiligen Jungfrau im Chor aufgestellt war. Hinter dem Bilde stand ein Chorhabe verkleidet, der statt der Mutter Gottes sprach. Ein anderer als Engel verkleideter Chorhabe, der den Erzengel Gabriel darzustellen hatte, wurde an einem Strick aus einer im Gewölbe der Kirche befindlichen Öffnung herabgelassen; er begrüßte die heilige Jungfrau mit einer tiefen Verbeugung und richtete ihr seine Botschaft aus. Während nun die Kinder unverwandt in die Höhe nach dem herabschwebenden Engel sahen, ließen ihnen die Mütter ganz ungestört kleine Kuchen und andere Leckereien in den Schoß fallen, um in ihnen den Glauben zu erwecken, daß sie der Engel beschenkt habe. Diese merkwürdige Vorstellung in der Kirche erreichte um das Jahr 1750 ihr Ende; der Strick, an dem der Engel hing, riß, und der als Gabriel verkleidete Chorhabe erlitt durch den Fall auf den harten Fußboden schwere Verletzungen, so daß die bildliche Darstellung der Verkündigung von nun ab unterblieb. Ähnliche Vorstellungen wurden früher in den Kirchen auch bei anderen Festen sehr oft veranstaltet. Der Brauch erhielt sich sogar noch nach Einführung der Reformation längere Zeit hindurch in einigen protestantischen Kirchen. So wird uns beispielsweise aus der evangelischen Kirche in Grimnitzschau in Sachsen von einer recht merkwürdigen Verstandsbildung eines Weihnachtsfestes berichtet. Dort wurde bei der kirchlichen Weihnachtsfeier vom Dach der Kirche an einem Strick ein Knabe heruntergelassen, der als Engel gekleidet war, ein Kreuz trug und dazu das Lied sang: „Vom Himmel hoch da komm' ich her.“ Erst als der Strick einmal riß und der Knabe zerschmettert herabfiel, wurde der Brauch eingestellt.